

## 11. Sonntag nach Trinitatis

Sie haben es vorhin gehört. Da steht der Pharisäer und sagt sich: Ein Glück, dass „ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner.“ Und vermutlich denken die meisten unter uns ganz spontan: Ein Glück, dass ich nicht bin wie dieser hochmütige arrogante Pharisäer. Und – patsch! - sind wir es.

Predigt beendet.

Kommt mir sehr gelegen, denn ich will los und fort – endlich in den Urlaub.

Aber da sind noch Jana und Karen und das Pflichtbewusstsein einer treuen Hüterin des Wortes, also muss jetzt doch noch auf dieser bekannten Geschichte, die so schön schwarz-weiß klingt, rumgekaut werden.

Das haben vor uns schon viele getan und dabei in den letzten Jahrzehnten Skrupel gehabt. Man wollte nicht auf dem frommen Juden, dem Pharisäer, rumhacken und auch nur sehr ungern denken, dass Jesus Christus – der doch zu Feindesliebe aufrief - einen anderen Menschen so bloßstellt.

Aber dem Gleichnis machen unsere Bedenken nichts aus. Es steht da und stört und zwar von Anfang an, denn es richtet sich – so schreibt der Autor – „an gewisse Leute“, die da offenbar in Hörweite waren.

Leute also, die vielleicht ganz interessiert daran waren, was der denn zu sagen hat. Leute, die „von sich selber überzeugt waren, gerecht zu sein.“

Leute, die eigentlich zufrieden mit sich selbst waren und nicht unbedingt Notwendigkeit sahen, ihr Leben zu ändern, sich Fehler oder Krisen einreden zu lassen. Warum auch: es ist ja durchaus in Ordnung, wenn einer der sein Zeug gründlich macht und ernstnimmt, der sein Leben im Griff hat und mit seinen Mitmenschen anständig umgeht, auch mit sich selbst einverstanden und in Frieden ist. Aber da scheint es einen schmalen Grat zu geben:

Es waren Leute, die „die anderen verachteten.“

Offenbar wird der Blick dieser Leute schneller hart als einem lieb sein kann. Der schmale Grat verläuft „zwischen gesundem Selbstvertrauen und zerbrechlicher Arroganz“. Es geht um sozialen Dünkel und ein ungerechtfertigt gutes Gewissen oder ein bisschen verdichtet um die Frage, ob sich unser Leben nach unserem Gewissen richtet oder unser Gewissen nach unserem Leben.

Mit anderen Worten:

Es geht um einen Grat, auf dem wir wahrscheinlich auch unterwegs sind und deshalb ist es nicht so abwegig, dass Jesus uns auch zu den gewissen Leuten zählt, denen er diese Beispielgeschichte gibt.

Er erzählt:

Da stiegen also zwei Menschen zur gleichen Zeit am gleichen Ort mit der gleichen Absicht den Weg hinauf. Sie wollten zum Tempel und beten.

Einer ist Pharisäer, ein Experte des jüdischen Glaubens, der Einhaltung der Gesetze. Der andere ein Zöllner, ein Mann im weltlichen Beruf, der Obrigkeit verpflichtet, kein betont frommer Mann, einer wie viele.

Der eine steht ausdrücklich aufrecht. Wer weiß, ob es jemand wagen würde, ihm zu nahe zu kommen, ihn beim Beten zu stören. Er ist unerreichbar und will es auch gern sein.

Wer weiß allerdings auch, ob er sich mit dieser Haltung nicht isoliert: von sich selbst, von anderen und womöglich auch von Gott.

Social distancing mit anderem Vorzeichen. Ausdruck einer vorbildlichen Haltung und

Selbstvergewisserung. „Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.“

Was ist daran falsch?

Es ist doch richtig, wenn Frömmigkeit Gehorsam ist, man das tut, was man sagt und denkt. Es ist doch ein ernsthafter guter Weg, wenn er nicht der Show oder des guten Rufes wegen gegangen wird. Was meint Nachfolge sonst?

Alles gut.

Aber ist es wirklich so? Was treibt Dich wirklich?

Die Sehnsucht nach Anerkennung oder eine Überzeugung, Statusfragen oder Dein Gewissen?

Der andere hält Abstand.

Er hebt nicht einmal den Kopf. Er scheint weit davon weg zu sein, dass einer ihm sagt: „Seht auf und erhebt eure Häupter!“ Er will weder nach oben sehen, noch nach vorn, er wird so auch den Pharisäer nicht sehen ...

Was drückt er damit aus?

Scham? Angst? Bescheidenheit? Fremdheit? Respekt? Wissen um das eigene Ungenügen?

Vermutlich jedenfalls eine Art Zurückhaltung oder Vorsicht in der Nähe des Heiligen, unter Gottes Angesicht, die wahrscheinlich mehr Menschen nachvollziehen können als den demonstrativen Einklang. Die Distanz, die dieser zweite Mensch hält, hat Potential:

Entwicklung, Bewegung, Dialog bleiben möglich.

Aber zunächst geht es nicht darum. Erst einmal schlägt sich der Zöllner auf die Brust. Eine feine Pointe. Mann machte das in der Antike nicht. Nur Frauen. Es ist ein Zeichen von Trauer und Reue, das einem Mann nicht steht. Radikaler kann der Haltungsunterschied zum Pharisäer nicht sein.

Gott, bittet der Zöllner, sei mir gnädig und mit mir versöhnt. Sieh mich freundlich an auch wenn ich bin wie ich bin.

Und Jesus schließt: „Ich sage euch: Dieser, der Zöllner, ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, eher als jener.“

Dieser erlebte eine Veränderung.

Dieser spürte, dass Gott ihn sieht und hört. Dass er Gott recht ist.

Dieser kam nach Hause.

Eher als jener.

Jener steht noch und braucht nicht Isolation sondern den Mut, einen Schritt beiseite zu treten von der Stelle, die er so perfekt ausfüllt. Jener braucht noch die Erfahrung, sich aus der Hand zu geben.

Dann geht er auch.

Nach Hause. Wie die gewissen Leute. Wie wir. Wenn wir verstanden haben, warum wir so oder so vor Gott stehen, wenn wir vertrauen lernen, dass wir ihm recht sind, wenn wir die Distanz wagen, in der man klarer sieht und auf unser Gewissen hören – nicht auf den Beifall der Welt.

Wie gesagt. Es ist eine Beispielgeschichte. Gerichtet an gewisse Leute erzählt sie von zwei Menschen. Das wäre eine zweite Predigt, denn das Wort „Leute“ ist ein bisschen ungenau, ein bisschen abwertend – zwei Menschen aber, zum Beispiel diese beiden, haben jeder für sich alle Würde.

Darum: Lasst uns nicht gewisse Leute sondern Menschen sein, die hinaufsteigen und näher rankommen.